



transblick

Horst Schreiber

IM NAMEN DER ORDNUNG

Heimerziehung in Tirol

StudienVerlag

Kinderheim Martinsbühel bei Zirl 1972–1983

In eine Zwangsjacke gesteckt und wie ein Hund an ein Tischbein angehängt

Sechs Wochen nach ihrer Geburt wird Aloisia Wachter im Landes-Säuglings- und Kinderheim Arzl („Schwyzerhäusl“) untergebracht. Ihre Mutter ist zu diesem Schritt gezwungen, weil sie mittellos ist und nach Beendigung der Schutzfrist wieder berufstätig sein muss. Ihr Vorhaben, beim Kindesvater einzuziehen, scheitert, da dieser eine andere Frau heiratet und seine Vaterschaft ablehnt. Ein Bluttest gibt ihm Recht, doch die Kindesmutter bleibt stets bei ihrer Behauptung, dass er dennoch der Vater der kleinen Aloisia sei.⁴⁶ Sie arbeitet in der Gastronomie als Haus- und Schankmädchen. Ihre Arbeitszeiten sind überlang und unregelmäßig. Das Fürsorgeamt interessiert sich nicht für ihre soziale Lage, sondern in erster Linie für den Kostenersatz für die Unterbringung des Kindes. Zunächst heißt es: „Die Mündelmutter kommt selbst für die Heimkosten auf, so daß Fürsorgemittel in dieser Angelegenheit nicht erforderlich sind.“⁴⁷ Als sie einmal eineinhalb Monate mit ihrer Zahlung im Rückstand ist, werden ihr seitens der Fürsorgebehörde sofort gerichtliche Schritte angedroht. Dabei ist sie erst 19 Jahre alt.⁴⁸ Schließlich weist sie das Ju-

gendamt an, selbst einen privaten Pflegeplatz für ihre Tochter zu suchen. Die kaum Eineinhalbjährige gelangt schließlich zu einer Pflegefamilie, die am Geld der Mutter, nicht aber an Aloisia interessiert ist. Der Pflegevater ist Invaliditätsrentner.⁴⁹ Das Jugendamt schildert die Vorgänge nachträglich so: In Arzl sei das Kind „anscheinend gesund“ gewesen und wurde deshalb, „um die Unterhaltskosten zu vermindern, in eine sehr gute Pflegestelle“ gebracht. Dort habe sich herausgestellt, dass das Kind „ziemlich schwierig“ sei.⁵⁰ Tatsächlich leidet Aloisia bereits an der lieblosen Betreuung im Kinderheim und am neuen Pflegeplatz. Für die Pflegemutter ist sie aber „nicht normal veranlagt“. Sie bekomme „plötzlich Schreikrämpfe, lässt sich weder auf den Arm nehmen, in einen Kinderwagen legen oder gar in ein Auto verfrachten, schlägt wild mit den Händen um sich und gebärdet sich, wenn es so jähzornig ist, wie wahnsinnig. Am liebsten liegt es in seinem Bettchen.“ Die Behörde ordnet die stationäre Beobachtung und Behandlung von Aloisia in der Kinderabteilung der Nervenklinik an. Eine Anfrage im Kinderheim Scharnitz ergibt, dass sie

dort untergebracht werden kann, wenn, so die Schwester Oberin, „der Markus F., der jetzt noch in Scharnitz ist, oben wegkommt und zur Beobachtung zu Dr. Vogl kommt. Der Tag der Einweisung ist dann egal.“⁵¹ Das Jugendamt bezweifelt, dass die Kindesmutter, die für den Pflegeplatz 550 Schilling bezahlt, die rund 850 Schilling, die in Scharnitz zu entrichten wären, zu leisten imstande sein wird. Zur kurzfristig nötigen Unterbringung in der Kinderklinik und anschließenden Überweisung nach Scharnitz stellt die Behörde fest: „Dies alles verursacht große Kosten“, eine finanzielle Heranziehung der geschiedenen Großeltern erscheine aufgrund deren Verschuldung unmöglich.⁵²

Von Heim zu Heim, von Pflegeplatz zu Pflegeplatz: „Es wird sich kaum eine Pflegemutter für dieses mühsame Kind finden.“

Aufgrund der Bettenknappheit in der Kinderklinik wird Aloisia nur ambulant begutachtet und sodann in Begleitung einer Fürsorgerin und der Mutter kurz vor ihrem zweiten Geburtstag nach Scharnitz gebracht. Die Rettung habe das Kind nur mit Mühe gebändigt, heißt es im Bericht über den Transport in die Klinik. Beim Abschied in Scharnitz habe das Kind jedoch nicht geweint.⁵³ Das Jugendamt legt der Schwester Oberin nahe, die kleine Aloisia vom Heimarzt genauestens untersuchen zu lassen und ihr, „falls auch während des Schlafes notwendig, Beruhigungstabletten zu geben ge-

gen die unablässigen Schreikrämpfe.“⁵⁴ Nach knapp zwei Monaten Aufenthaltes in Scharnitz nimmt die Großmutter Aloisia zu sich nach Wien, da sie festgestellt haben will, dass das Kind „keine besondere Pflege erhält“. In Anbetracht dieses Umstandes und weil Aloisia „ein etwas schwieriges Kind“ sei, stimmt das Jugendamt zu.⁵⁵ In Wien entwickeln sich die Dinge jedoch anders als geplant. Es gibt Schwierigkeiten, einen Kindergartenplatz zu finden. Die Großmutter, die selbst zwei halbwüchsige Kinder zu versorgen hat und nun zu fünft in einer Zweizimmerwohnung lebt und berufstätig ist, muss Aloisia untertags von ihrer 14-jährigen Tochter betreuen lassen. Aloisias Mutter ist wieder schwanger und will mit ihrem 21 Jahre alten Mann, einem Hilfsarbeiter, den sie bald heiraten möchte, von Tirol nach Wien ziehen. Sie findet aber keine leistbare Wohnung. Nicht einmal vier Wochen, nachdem sie das Kind zu sich nach Wien genommen hatte, bringt die Großmutter es nach Innsbruck zurück. Für kurze Zeit kann Aloisia bei einer Bekannten ihrer Mutter untergebracht werden. Da Aloisia aber oft schreit, beschweren sich die Nachbarn. Die Mutter weiß um keine weitere Unterbringungsmöglichkeit. Aloisia muss schließlich wieder ins Landeskindenheim Arzl gebracht werden. Die Mutter hofft, nach der Verheiratung ihren Beruf aufgeben zu können, um sich dann ihren beiden Kindern zu widmen.⁵⁶ Das Jugendamt vermerkt, dass das Kind bereits während seines ersten eineinhalbjährigen Aufenthaltes im Kinderheim wegen „Nervosität“ aufgefallen sei, „es wurde

auch medikamentös behandelt.⁶⁵⁷ Das Landesfürsorgeamt ist schließlich bereit, jene Kosten zu übernehmen, welche die Zahlung der Kindesmutter von 600 Schilling übersteigen.⁶⁵⁸ Nach rund zwei Monaten nimmt Aloisias Mutter das Kind aus dem Heim und zieht zu den Eltern ihres künftigen Ehemannes. In der kleinen Zweizimmerwohnung mit Küche wohnen fünf Erwachsene, Aloisia und das Neugeborene. Die Stiefgroßmutter kümmert sich um das Kind, doch die ständigen Wechsel der Bezugspersonen und der Aufenthaltsorte setzen ihm zu. Eine neuerliche Untersuchung in der Kinderklinik erfolgt, denn: „Das Kind, das ohne ersichtlichen Grund oft langandauernd schreit, reißt sich die Haare aus und schlägt mit dem Kopf gegen die Wand.“⁶⁵⁹ Die Klinik diagnostiziert zwar einen deutlichen Entwicklungsrückstand, verzeichnet aber auch in mehreren Bereichen „erstaunliche Entwicklungsfortschritte“, vor allem beim Spiel- und Lernverhalten und der aktiven Kontaktbereitschaft. Die behandelnden Ärzte sehen die positiven Veränderungen im liebevollen Umgang der Stiefgroßmutter begründet und unterstreichen das Potential des Kindes, das durch die permanente Milieuveränderung beeinträchtigt werde.⁶⁶⁰ Aloisias Mutter startet einen weiteren Versuch, in Wien mit Aloisia und ihrem Neugeborenen Fuß zu fassen. Sie ist zwar immer noch nicht verheiratet, der Mann will aber bald nachziehen. In der Zwischenzeit wohnen sie wieder bei Aloisias Großmutter. Diese hat zwar die Wohnung gewechselt, die Räumlichkeiten sind aber weiterhin mehr als be-

engt.⁶⁶¹ Die tristen finanziellen Verhältnisse führen wieder zu einem Scheitern der Kindesmutter. Nach wenigen Monaten kehrt sie nach Tirol zurück. Zunächst findet sie Unterschlupf bei Bekannten ihres Verlobten in Silz, bis diese Eigenbedarf anmelden. Nach einem Streit verlässt er sie vorübergehend: „Ich stehe nun ohne Mittel da und bin gezwungen, mir eine Arbeit zu suchen. Ich bitte, meine Kinder Aloisia und Melitta im Kinderheim Arzl unterzubringen, da ich selbst keine Möglichkeit habe, die Kinder zu versorgen und auch völlig mittellos bin.“⁶⁶² Daraufhin wird die Kindesmutter in eine städtische Herberge eingewiesen, die beiden Kinder ins Kinderheim Arzl. Die Fürsorgerin berichtet, dass Aloisia bei der Kindesmutter „recht ordentlich beisammen [war]. Aloisia, ein liebesbedürftiges Kind, fand zu allen Leuten Kontakt, die ein wenig nett mit ihr waren. Sie hat fast nichts gesprochen, nur ein paar Worte unverständlich vor sich hin gemurmelt. Die Kleine ist sichtlich wieder ganz aus dem Geleise. Es wird sich kaum eine Pflegemutter für dieses mühsame Kind finden.“⁶⁶³ Die nächsten drei Jahre verbringt das Mädchen, über das die gerichtliche Erziehungshilfe angeordnet wird, im Landeskinderheim Arzl. Die Kindesmutter darf Aloisia nicht mehr ohne behördliche Genehmigung aus dem Heim holen. Für das Landesgericht Innsbruck, das die Ablehnung des Bezirksgerichts bezüglich der gerichtlichen Erziehungshilfe aufhebt, ist das psychologische Gutachten der Kinderklinik entscheidend, das es einholen lässt: Der Entwicklungsrückstand des Kindes

wird neben einer „angeborenen nervösen Schwäche“ in erster Linie als Folgeerscheinung einer unbeständigen Erziehung und eines Mangels an Zuwendung sowie im Fehlen einer gleichmäßigen, ruhigen, kindgerechten Umgebung gesehen. Das Gericht sieht es daher als erwiesen an, dass die Kindesmutter nicht in der Lage ist, für derartige Bedingungen zu sorgen. Ihr wird zur Last gelegt, sprunghaft und unfähig gewesen zu sein, für das Kind einen geeigneten Dauerpflegeplatz zu finden. Deshalb müsse ihre Verfügungsgewalt im Interesse von Aloisia eingengt werden, um einen weiteren Milieuwechsel zu verhindern.⁶⁴ Einen Zusammenhang zwischen den Ereignissen und der materiellen Not der jungen Mutter stellt das Gericht nicht her. In der Folge wird Aloisia im Landeskinderheim Arzl als ein Kind beschrieben, dessen geistige Entwicklung sich „wesentlich gebessert“ habe, das jedoch altersmäßig immer noch zurück sei. Die Schrei- und Wutanfälle würden immer noch zeitweilig auftreten. „Sie hat aber Zeiten, wo sie ein nettes, freundliches und fröhliches Kind ist.“⁶⁵ Da Aloisia im Sommer 1972 vor ihrer Einschulung steht, wird die Frage ihrer weiteren Unterbringung akut. „Wenn es irgendwie möglich wäre, wäre ich dafür, Aloisia der Mutter zu übergeben, da diese sehr an ihr hängt und ein Aufenthalt in der Familie für das Kind bestimmt günstig wäre“, schreibt die Heimleiterin von Arzl an das Jugendamt und bezweifelt die Reife des Mädchens für die „Normalschule“. Ihre Schwester wird als „auch ein etwas nervöses Kind“ beschrieben, wenngleich in einem gerin-

geren Maß. Von einer speziellen Förderung der beiden Mädchen, denen es nicht an Intelligenz, sondern an Zuwendung und Geborgenheit mangelt, ist keine Rede.⁶⁶ Aloisias Mutter lebt in der Zwischenzeit verheiratet mit zwei weiteren Kleinstkindern in Innsbruck. Das Jugendamt stellt fest, dass der Vorschlag des Kinderheims Arzl schon alleine wegen des Raummangels nicht zu realisieren ist, da die Mutter mit Ehemann und Kindern in einem einzigen feuchten Zimmer mit Wohnküche hausen muss. Auf Veranlassung des Amtes wird Aloisia in der Kinderstation des Krankenhauses auf ihre Schulfähigkeit getestet. Der behandelnde Arzt attestiert Aloisia zwar immerhin eine mittelmäßige Begabung, was für einen Volksschulbesuch ausgereicht hätte. Da jedoch seiner Meinung nach eine starke Lernhemmung vorliegt, verneint er ihre Schulreife, obwohl er selbst unterstreicht, dass das Kind zu wenig gefördert worden zu sein scheint. Nach einer einzigen Sitzung wähnt sich der Arzt in der Lage, die Zukunft von Aloisia prognostizieren zu können. Er hält es für fraglich, ob sie je „Normalreife“ erreichen wird. Aufgrund seiner Empfehlung kontaktiert das Jugendamt die Schwester Oberin des von den Benediktinerinnen geführten Kinderheims Martinsbühel bei Zirl, um Aloisia dort einzuweisen und in die der Anstalt angeschlossenen Sonderschule einzuschulen. Die Möglichkeit einer späteren Verlegung in die Volksschule der Benediktinerinnen im Kinderheim Scharnitz wird im Falle des Abbaus der Lernhemmungen in Erwägung gezogen.⁶⁷ Aloisias Mutter

möchte, dass ihr Kind in ein städtisches Heim übersiedelt, um ihre Tochter besuchen zu können. Der Magistratsrat des Innsbrucker Jugendamtes tadelt die Kindesmutter, weil sie nicht einsehen wolle, dass „ihr nervös veranlagtes Kind nach der bisherigen Abgeschlossenheit im Kinderheim Arzl den lebhaften, abwechslungs- und eindruckreichen Betrieb eines offenen Heimes vorläufig nicht bewältigen könnte.“⁶⁸

„Aus den zwei Wochen wurden schließlich zehn Jahre.“

Mit einem kleinen Koffer in der Hand, die Kindertasche umgehängt, so übergibt die Fürsorgerin Aloisia an „eine große, schwarz gekleidete Frau“ mit der Auskunft, dass sie zwei Wochen im Kinderheim Martinsbühel bei Zirl bleiben müsse, bis eine Pflegefamilie für sie gefunden sei. „Ich habe das nicht verstanden und wollte in Arzl bei meiner kleinen Schwester bleiben, aber das war nicht möglich. Aus den zwei Wochen wurden schließlich zehn Jahre“, unterstreicht Aloisia Wachter.⁶⁹ Die Geistliche zeigt Aloisia den Speisesaal und den riesengroßen Schlafräum, doch das Kind weint unaufhörlich. „Dann habe ich mich beruhigt und mir gedacht: Das ist jetzt halt meine Mama, aber dem war leider nicht so.“ Ihre Puppe und ihren Teddybär nimmt Aloisia überall hin mit: in die Schule, ins Bad, ins Bett. Der Tagesablauf ist wie in einer Kaserne geregelt, so Aloisia Wachter. Mit dem Schrei „Gelobt sei Jesus Christus“ werden die

Kinder in aller Frühe geweckt. Jetzt heißt es, sofort aus dem Bett zu hüpfen, Haltung einzunehmen und „In Ewigkeit Amen“ zurückzubellen. Wer nicht gleich aufsteht, habe schon die ersten Tachteln des Tages eingefangen, zu der sich noch unzählige weitere gesellen werden. Zum bescheidenen Frühstück wird in Zweierreihe marschiert, vorher und nachher gebetet: „Beten war hundert Mal am Tag, bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit.“ Schule, Mittagessen, spazieren gehen, Aufgaben machen, eventuell Nachhilfe, jausnen, Kirchenbesuch mit Rosenkranz und beten im Knien, eine kleine Pause, Abendessen, ein bisschen Freizeit und um halb acht in den Schlafsaal, das Abendgebet murmeln „und wehe wir wurden danach beim Ratschen erwischt. Ich musste dann am Gang barfuß im Nachthemd stehen. Die Freundin auf der anderen Seite, wir haben dann Klopfzeichen gemacht. Die hat uns beinhart zwei Stunden stehen lassen, bis wir wieder ins Bett gehen durften.“⁷⁰ Das Bett der Schwester Erzieherin ist mit einem Vorhang ausgestattet und befindet sich im Schlafsaal der Mädchen. So kann sie die paar Dutzend Kinder, deren Liegestätten in Viererreihen angeordnet sind, kontrollieren. Die Einschränkung der Privatsphäre bei ständiger Überwachung reicht weit in die Intimität. Bis zum Eintritt in die Haushaltungsschule bestimmen die Schwestern von der Socke über die Unterhose bis zum Kleid, was anzuziehen ist. Nichts passt zusammen. Besonders verhasst sind die Kleiderschürzen, welche die Kinder selbst nähen und über dem Gewand tragen

müssen. Die Schürzen werden wöchentlich, die Kleidung nur alle zwei Wochen gewechselt. Der strenge Geruch der Heimbewohnerinnen sei deshalb so ausgeprägt gewesen, weil selbst der Dusch- und Badegang Vorschriften unterworfen ist. „Sie hatten ihre Regeln und fertig.“ Im Normalfall hätten sich die Zöglinge zweiwöchentlich der Reihe nach angestellt, um sich in aller Eile Haare und Körper zu waschen. Doch sie sind nicht alleine. Eine Nonne mit einer Bibel in der Hand habe zugesehen, damit alles seine Ordnung hat und keine Dummheiten gemacht werden. Wer auf die Toilette muss, hat erst die Erlaubnis einzuholen. Nicht selten sei selbst das Klo kontrolliert worden, um zu verhindern, dass die Mädchen ihre eigenen Wege gehen und sich dem gestrengen Blick der Obrigkeit entziehen. Körperlichkeit und Sexualität sind absolute Tabuthemen. Fernsehen und Radio hören seien auf ein Minimum beschränkt gewesen und einer strengen Zensur unterlegen. Kommen dennoch einmal Themen vor, die auch nur vage besagten Themenbereich anschnitten, habe man die Mädchen augenblicklich angewiesen, das Gerät auszuschalten, „denn das ist ordinär.“ Dringt eine Kusszene in die heiligen Hallen, stellt sich die Schwester mit ihrem Nonnengewand vor den Fernseher, zum Schutze des Seelenheils der Mädchen. Das Verbot schlechthin ist der Kontakt zum männlichen Geschlecht. Zwar haben die Kinder und Jugendlichen kaum Gelegenheit dazu, da sie von der Außenwelt geradezu hermetisch abgeschottet werden. Doch nahe dem Kloster befindet sich eine

Landwirtschaft mit jungen Burschen. Der Teufel schläft nie. Den Zöglingen sei weisgemacht worden, dass sie schwanger werden, wenn sie Männer anschauen. Diese Drohung funktioniert jedoch nur für eine gewisse Zeit, dann dringt die Wahrheit sogar durch die dicken Klostermauern. Heiraten, Kinder gebären, eine christliche Ehe führen als brave, gefügte Hausfrau, die sich dem Manne unterordnet, kuscht und nicht widerspricht. Dies seien die Erziehungsziele im Kinderheim Martinsbühel gewesen, unterstreicht Aloisia Wachter.

*„Früher haben sie gesagt,
die Sonderschüler sind dumm
und können nichts.“*

Am Vormittag besuchen die Mädchen die Sonderschule, in die nur die Heimkinder gehen. Mit den Dorfkindern haben sie keinen Kontakt. Die Schule hat Aloisia Wachter in angenehmer Erinnerung. Sie lernt problemlos, ist wissbegierig und die vorwiegend weltlichen Lehrerinnen, aber auch die wenigen geistlichen behandeln sie gut. Für Aloisia ist der Unterricht die schönste Zeit des Tages, weil er den Alltagstrott unterbricht und sie für mehrere Stunden eine Ruhe hat und vor allem weder Küchen- noch Feldarbeit verrichten muss. In der Schule erhält sie sogar Lob. Eine Nonne fördert sie und spricht ihr Intelligenz zu. Eigentlich gehöre Aloisia gar nicht in die Sonderschule.⁷¹ Eine Überstellung in die Volksschule, die nur möglich gewesen wäre durch eine gleichzeitige Überstellung des Mädchens

ins Kinderheim Scharnitz, erfolgt dennoch nicht. Die Berichte aus Martinsbühel für das Jugendamt sind stereotyp mit wenig Aussagekraft und beinhalten auch glatte Lügen. Positive Beschreibungen gibt es vor allem dann, wenn der Wille des Kindes erfolgreich gebrochen werden kann. Über die Siebenjährige heißt es: „(...) etwas zurück, aber in der ASO [Allgemeine Sonderschule] gut zu fördern, schwieriger Charakter – verhaltensgestört, egozentrisch, ordnet sich schwer ein (...). Die Verhaltensstörungen haben sich, seit Aloisia sich bei uns so richtig eingelebt hat, etwas gebessert. Die Weinanfälle haben sich völlig gelegt. Sie geht gern in die Schule und macht nette Fortschritte. Das Kind ist gern in unserem Heim.“⁷² Mit neun Jahren wird sie so charakterisiert: „(...) etwas zurück, aber eine gute Durchschnittsschülerin, fügt sich in die Ordnung. Aloisia ist jetzt das 3. Jahr bei uns und hat sich zu ihrem Vorteil gebessert.“⁷³ Über die Zwölfjährige weiß das Kinderheim, das weiterhin von einer „guten Durchschnittsschülerin“ spricht, zu berichten: Die geistige Entwicklung ist „etwas herabgesetzt; jähzorniges und empfindliches Kind, das sich sehr bemüht, diese Untugenden zu bekämpfen. Aloisias Verhalten ist nicht mehr zu vergleichen mit dem der ersten Jahre.“⁷⁴ Nach der Sonderschule absolviert sie die einjährige Haushaltungsschule des Heimes, die sie mit einem der besten Abschlusszeugnisse abschließt. Die Haushaltungsschule der Benediktinerinnen ist von einem geradezu militärischen Drill gekennzeichnet. Mit dem Lineal werden die zusammengelegten

Wäschestöße vermessen und wieder umgeworfen. „Die hatte eine richtige Freude dabei, geradezu sadistisch.“ Das Jugendamt bestimmt auch die Lehre, die Aloisia beginnt. Ihrem Wunsch könne nicht entsprochen werden, da die Lehrerinnen ihr aufgrund des Sonderschulbesuchs negativ gegenüber stünden. „Früher haben sie gesagt, die Sonderschüler sind dumm und können nichts. Automatisch galt man da schon als behindert.“⁷⁵

„Bei uns war halt immer arbeiten.“

Die harte Arbeit am Feld, die wesentlich zur Verköstigung der Zöglinge beiträgt, bezeichnet Aloisia Wachter als „Sklavendarbeit“. Diese auch laut ausgesprochene Kritik bringt ihr ein paar Ohrfeigen von der Schwester Oberin ein. Für ihre Tätigkeit hätten die Mädchen Gottes Lohn erhalten: „Vielleicht drei Zuckerl, für die man auch noch danke sagen musste, sonst setzte es gleich die nächste Ohrfeige und das war es dann. Das war für uns ein Spott. Da buckelt man hart und die haben den ganzen Schrank voll mit Süßigkeiten.“⁷⁶ Einen Vorteil gibt es allerdings: Die Zöglinge genießen es, einmal außerhalb der Anstaltsgemäuer zu sein und herumhüpfen und singen zu können, eine kleine Prise Lebenslust zu verspüren. Auch die zu verrichtende Küchenarbeit empfindet Aloisia mehr als Strafdienst. In der Mitte sei die Schwester Oberin wie eine Prinzessin gesessen und die Mädchen hätten fließbandmäßig Küchenarbeit für die Massen verrichtet:

„Bei uns war halt immer arbeiten. Für sie war beten und arbeiten, dass wir das lernen, das Wichtigste. Und die Verpflegung war scheußlich und eintönig. Jeden Tag Kartoffel in allen Variationen. Möglichst billig musste es sein und die Schwestern haben das gute Zeug gegessen, da haben wir schon geschaut: Fleisch, Butter und wir haben Rama bekommen und da haben sie vom Brot alles runtergekratzt, dass kaum was in den Löchern war. Wenn du nicht brav warst, dann gab es keine Semmel am Sonntag oder Essensentzug und du musstest ohne Abendessen ins Bett.“⁷⁷

Theater spielen bei besonderen Anlässen und Schulausstellungen bringen etwas Abwechslung in den Alltag. „Da konnte man ein bisschen aussteigen und zeigen, was man wirklich kann. Dass man nicht nur ein dummes Kind ist, sondern dass man auch Begabungen hat. Wir haben auch immer viel gesungen, das war für uns immer so etwas wie Stress abbauen. Bevor wir uns gegenseitig fertig gemacht haben, hat eine angefangen zu singen und dann machten wir alle mit.“ Auch Weihnachten zählt Aloisia zu den wenigen schönen Momenten im Heim wegen der wunderbaren Stimmung und dem Bemühen der Schwestern, für die Mädchen einen Gabentisch zu bereiten.⁷⁸

„Für mich war Gewalt, waren Ohrfeigen ein Zeichen von Liebe.“

Doch das Charakteristische der vielen Jahre, die Aloisia im Kinderheim der

Benediktinerinnen im Kinderheim Martinsbühel verbringen muss, sind Schläge, Demütigungen, Abwertungen und Strafen. Stundenlang wird sie in den lichtlosen Keller gesperrt oder auf den für Kinder dunklen, schier endlosen und furchterregenden Gang in der Nacht verbannt. Dabei leidet sie an Platzangst, doch alles Schreien fruchtet nichts. Lange Zeit findet sich die kleine Aloisia in ihrem neuen Aufenthaltsort nicht zurecht und weint. In eine Zwangsjacke gesteckt sei sie wie ein Hund an ein Tischbein angehängt worden: „Ich habe diese Strafen als Kind nicht verstanden, ich habe ja nur geweint. Das war total schlimm und erniedrigend.“ Die Zwangsjacke kommt bei Aloisia, die nicht aufhört aufzubegehren, häufig zum Einsatz. Für jedes Widerwort habe es eine auf den Mund gegeben. Der Gummipracker malträtiiert das Gesäß so lange, bis das Sitzen zur Qual wird. Die blauen Flecken im Gesicht Aloisias alarmieren die Lehrerin, aber sie unternimmt schließlich nichts gegen ihre Vorgesetzten. Eine beliebte Erziehungsmethode in den Heimen kommt auch in Martinsbühel zur Anwendung: die Kinder unter die kalte Dusche zu stellen. Einmal habe sie eine Nonne so windelweich geschlagen, dass sie kurz bewusstlos weggesackt sei. Gegessen werden muss, was auf den Tisch kommt und wenn das Kind den ganzen Nachmittag vor dem Teller sitzt. In Extremfällen muss auch Erbrochenes aufgegessen werden. Aloisia Wachter schüttelt es vor Ekel, wenn sie an diese Szene zurückdenkt. Ihr selbst bleibt diese Tortur erspart. Im Gegensatz zu manch anderen Mädchen flieht Aloisia

nicht, weil sie zu ungeschickt und zu feige gewesen wäre. Doch sei man sowieso nicht weit gekommen, sagt sie. Meist werden die Kinder, so wie ihre Freundin, bereits im Dorf von den Zirler Gendarmen aufgegriffen. Schlimmer als die körperlichen Übergriffe sind für Aloisia die ständigen Beschimpfungen und Verunglimpfungen:

„Du taugst nichts, du bist nichts wert, deine Mutter ist auch nichts wert. Du bist ein schlimmes Kind, deswegen bist du hier gelandet. Wir müssen aus dir ein braves liebes Kind machen, damit du später in der Gesellschaft bestehen kannst. Und das immer wieder. Mit der Zeit hast du dann Komplexe, dass du selbst glaubst, nichts wert zu sein und nichts zu können. Zuerst predigen sie so eine heiligen Käs' und dann aus euch wird eh nichts, ihr landet im horizontalen Gewerbe. Das ist schon eine krasse Aussage, das kann man doch zu einem 12-jährigen Mädchen nicht sagen.“⁷⁹

Liebe und Geborgenheit haben wenig Platz im Kinderheim Martinsbühel. Darüber wird in der Kirche des Klosters rasoniert, wenn der Pfarrer nicht gerade die Mädchen auf eine Leiter steigen lässt und ihnen unter die Röcke lugt. Sie hätten es nicht gewagt, die Nonnen zu bitten, sie in den Arm zu nehmen, sagt Aloisia Wachter. Doch einmal sei ihnen eine Katze zugelaufen, welche die Kinder Schnurri genannt und heiß geliebt hätten. Das Tier habe auf dem Schoß der Nonne liegen dürfen, während die Mädchen im Halbkreis sitzend

das kleine, kuschelige Wesen streicheln durften. Dabei habe die Schwester Geschichten erzählt, wie eine Oma, dies wäre wunderschön gewesen. Ansonsten erinnere sie sich an keine Zuwendungen während ihrer Heimzeit. „Für mich war Gewalt, waren Ohrfeigen ein Zeichen von Liebe.“⁸⁰ Doch immerhin. Ihre Gruppenerzieherin habe sie zwar auch geohrfeigt, zumindest aber versucht, ein wenig Verständnis aufzubringen. So sei sie beim Essen geduldiger gewesen, habe Geschichten vorgelesen und man habe mit ihr Karten gespielt. „Das war immer ganz nett.“ Sie sei die Einzige gewesen, in deren Wesen etwas Warmes gelegen sei, die nicht gleich drauflos schlug. Die Mädchen hätten sich geradezu darum gestritten, der Erzieherin nahe zu sein. „Sie waren wie ein Rudel Schafelen um sie und haben gesagt: ‚Schwester hängen Sie ein.‘“⁸¹ Über die Vorgänge im Kinderheim dringt nichts nach außen. Das Jugendamt fordert Berichte an, mit denen es sich im Großen und Ganzen begnügt. Aloisia nimmt hin und wieder einen hohen Besuch wahr, der das Heim inspiziert. Dann werden die Kinder in ein Rüschenkleid mit einem Mascherl gesteckt: „Ich habe das gehasst. Hauptsache wir waren nett anzuschauen. Wir haben ein paar Lieder geträllert und dann sind die wieder gegangen. Dann war der gleiche Trott. Da ist nichts nach außen gedrungen, es wurde so dargestellt, wir sind eh gut gekleidet und es geht uns eh gut.“ In periodischen Abständen legen junge Frauen ihr Praktikum in Martinsbühel ab. Die Mädchen reißen sich darum, wer den erlaubten Spaziergang mit

ihnen verbringen darf. „Da haben wir schon etwas erzählt. Die haben das gar nicht glauben können, was hinter dicken Mauern alles passieren kann. Sie waren schockiert, aber unternommen haben sie auch nichts.“⁸² Die strukturelle Gewalt, denen die Mädchen im Heim ausgesetzt sind, bewirkt eine Gegenwehr und löst ein ungeheures Aggressionspotential gegen die Nonnen aus, aber auch untereinander. Gegenseitig verstecken sich die Kinder die Puppen und Brillen. Aloisia, die nach schwieriger Anfangszeit zu weinen aufhört und sich nichts mehr anmerken lässt, um ihre Gefühlswelt zu schützen, entwickelt eine Hyperaktivität und spielt den Clown. Sie neckt ihre Kolleginnen und zettelt Streit an. Es bereitet ihr Spaß, die anderen Kinder zu ärgern, ihnen ihr Spielzeug wegzunehmen oder einem Teddybär den Fuß auszureißen. Allerdings widerfährt ihr das Gleiche. Ihre beste Freundin macht Aloisias Lieblingspuppe kaputt und wirft sie im Wald weg. Einmal rammt sie ihr sogar einen Bleistift in den Körper, um sie als Streberin zu brandmarken. „Heute lachen wir darüber, damals war das alles nicht witzig.“ Die rund zwei Jahre jüngere Schwester, die ein Jahr später vom Landeskinderheim Arzl nach Martinsbühel überstellt wird, hütet Aloisia wie ihren Augapfel. Die beiden haben Glück, nicht getrennt zu werden. Sie zu beschützen, ist für Aloisia oberstes Gebot. Deshalb nimmt sie auch vieles auf sich, was eigentlich die Schwester getan hat. „Sie war noch schlimmer und wilder als ich, einfach ein kleiner Revoluzzer, das hat sie sich von mir abgeschaut. Ich habe sie

so geliebt und musste sie beschützen, die kleine Maus. Sie war mein Ein und Alles. Ich wollte sie unbedingt bei mir haben. Ich war sieben, wie ich nach Martinsbühel kam, sie fünf.“ Dies stellt aber kein Hindernis dar, dass Aloisia auch ihre Schwester „verklopft. Das war ganz normal. Ja, ich war gleich einmal auf 180.“ Sie glaubt, selbst auch das tun zu dürfen, was die Nonnen ihr antun. „Züchtigt die Kinder, sonst werden sie euch noch über den Kopf wachsen“, sei der Leitspruch der Schwester Oberin gewesen. „Ich habe die meisten gehasst und immer etwas gefunden, um was anzustellen“, betont Aloisia Wachter. Es sei eine regelrechte Spirale der Gewalt gewesen. Aus Trotz habe sie sich gedacht: „Du hast mir was getan und jetzt tu ich dir etwas. Ich lass mich nicht quälen und schlagen. Ihr misshandelt mich und ich mache euch was zufließ.“ Eine der Nonnen, groß und stämmig, hätte derart zulangen können, dass die Kinder danach Kopfweh gehabt hätten. Eine andere schüttelt Aloisia durch und durch, das Kind beißt sie und tritt ihr gegen das Schienbein. Aus Rache schmiert sie mit anderen Kindern den Boden seifig. Ihnen ist gleichgültig, wer als erste zur Türe hereinkommt, eine der Nonnen soll es büßen. Schließlich ist es die alte Schwester Oberin, die ausrutscht und sich etwas bricht.⁸³

„Mit den Folgen von Martinsbühel habe ich immer noch zu kämpfen.“

Als für Aloisia eine Lehre zur Verkäuferin gefunden wird, kann sie das Kin-

derheim Martinsbühel verlassen und kommt im April 1983 vorübergehend ins Wohnheim der Benediktinerinnen auf die Weiherburg in Innsbruck, wo sie sehr gut behandelt wird. Eine Sozialarbeiterin des Stadtjugendamtes sucht für sie wegen einer Unterbringung in einem Mädchenheim des SOS-Kinderdorfes an: „Da Aloisia durch ihren langen Aufenthalt in Martinsbühel und nun im Heim St. Hildegard schon gewisse Aggressionen gegen geistliche Schwestern entwickelt, wäre es für die Minderjährige von größter Bedeutung, in der Wohngemeinschaft des SOS-Kinderdorfes Aufnahme zu finden.“⁸⁴ Bei SOS fühlt sich Aloisia geborgen. Nächtelang wird diskutiert, in allen Krisen findet sie eine verständnisvolle Ansprechpartnerin. Eine Erzieherin hat sechs und nicht mehr zwei Dutzend Mädchen wie in Martinsbühel zu betreuen. Als sie einmal etwas anstellt, ist sie höchst erstaunt, keine Schläge zu bekommen. „Bei uns wird geredet“, ist die Antwort ihrer Bezugsperson. Nach und nach wird sie in die Selbstständigkeit geführt, was Aloisia nach den Jahren der Isolation von der Außenwelt sehr schwer fällt. Anfangs verlässt sie kaum das Zimmer, fremde Menschen schüchtern sie ein. Der Besuch einer Freundin in Hall stellt für Aloisia bereits eine „Weltreise“ dar. Ein Jahr später stößt die kleine Schwester zu ihr, nachdem Aloisia alles daran gesetzt hat, das Jugendamt von dieser Maßnahme zu überzeugen. Nach der Lehre arbeitet sie längere Zeit bei SOS. Psychische Krisen und Zeiten der Arbeitslosigkeit lösen einander ab, bis sie schließlich einen zufriedenstellen-

den Arbeitsplatz findet, an dem sie nun schon viele Jahre ununterbrochen tätig ist. Sie hat gelernt, nicht gleich „auszuflippen“, wenn der Chef Kritik übt. „Mit Kritik konnte ich überhaupt nicht umgehen. Er lässt mir Freiheiten und weiß, dass ich ab und zu psychische Probleme habe. Er akzeptiert mich als Mensch. Mit den Folgen von Martinsbühel habe ich immer noch zu kämpfen.“⁸⁵

Jahrelang besucht Aloisia hin und wieder das Kinderheim der Benediktinerinnen, um jene Erzieherin zu treffen, von der sie sich als Kind ein kleines Stück verstanden fühlte. Den anderen Nonnen begegnet sie kühl. Dennoch ist es ihr ein Herzensbedürfnis, ihnen mitteilen zu können, dass sie ihren Weg macht, dass sie nicht das geworden ist, was ihr ständig prophezeit wurde. Derzeit kann sich Aloisia nicht vorstellen, das Gebäude ohne psychologische Hilfe wieder zu betreten. „Was würde das auslösen?“, fragt sie sich klamm.

„Das sind die Täter, ich bin das Opfer“

Es dauert lange, bis Aloisia bereit ist, therapeutische Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Sie wird von Schuldgefühlen gequält, die sich „wie ein Stachel ins Herz hineinbohren. Das kann man nicht mehr zulassen, dass er zuwächst, man muss ihn wieder rausziehen. Das ist nur möglich durch eine geeignete Therapie.“ In einem mühevollen Prozess setzt sie sich mit ihrem jahrelangen Missbrauch als Kind in der Pflegefamilie auseinander, die sie

während der Ferien besuchte. Über Martinsbühel spricht sie kaum. Auf die Frage, warum es für sie schwieriger ist, über die Heimzeit zu sprechen, meint Aloisia, dass ihr klar geworden sei, dass bei den sexuellen Übergriffen nicht sie schuld ist. „Sexueller Missbrauch ist nicht normal, das ist klar. Gewalt und Züchtigung war für mich etwas ganz Normales. Deshalb habe ich nicht viel darüber geredet.“ Bis in die jüngste Zeit denkt Aloisia von sich selbst, dass sie als böses, schlimmes, schlechtes Kind vielleicht zu Recht nach Martinsbühel gekommen ist. So wie sie es jahrelang zu hören bekommen hat. Die medial ausgebreitete Diskussion und „mutige Menschen, die in die Öffentlichkeit gegangen sind“, hätten den entscheidenden Anstoß gegeben, dass sie nun ihre Heimzeit aufzuarbeiten begonnen habe:

„Körperlich habe ich es überlebt, aber die seelischen Wunden, da merkt man, dass es jetzt aufreißt und der ganze Dreck sage ich jetzt einmal, dass das jetzt rauskommt – wie ein eiternder Zahn, den man aufbohrt. Das ist irrsinnig schmerzhaft, was da kommt, aber ich glaube, man muss es jetzt rausholen, man darf nicht sagen, ich war schuld, ich hätte etwas verhindern können, sondern sagen: ‚Das sind die Täter, ich bin das Opfer‘ und versuchen, mit dem zu leben. Auch wenn es schwer war, bin ich gesessen und habe alles aufgeschrieben und meiner Psychologin zu lesen gegeben.“⁸⁶

Dass die Heimerziehung nun endlich thematisiert wird, ist für Aloisia Schock

und Befreiung zugleich. Zunächst fühlt sie sich wütend, hilflos, unendlich traurig und in die damalige Zeit zurückgeworfen. Sie hat Albträume und Flashbacks (Rückblenden). Erst jetzt werde ihr bewusst, was sie jahrelang verdrängt und verschwiegen habe aus Scham und im Bewusstsein, dass ihr sowieso niemand glaube, weil es einfach heiße, dass sie „spinnt“. Neulich meinte die Nachbarin, dass man nicht wissen könne, ob das stimmt, was die Opfer erzählen. Da habe sie ihr zugeschrien:

„Du bist so dumm. Du hast keine Ahnung, wie das ist, wenn man aus Scham und aus Wut schweigt. Und nichts machen kann und keiner glaubt einem.‘ Ich habe mich wieder wie damals gefühlt. Ohnmächtig, wütend, traurig. Ich verstehe immer noch nicht, wie man mit einer Kinderseele so etwas machen kann. Und die Uneinsicht von den Tätern und das jahrelange Vertuschen und Verdecken. Da könnte ich heute noch auf den Plafond gehen. Da sehe ich auch die Schuld bei der Kirche als Ganzes und den Vorgesetzten; bei denen, die das zugelassen haben.“⁸⁷

Aloisia erzählt, dass sie sich immer schwergetan habe, Berührungen zuzulassen, doch mittlerweile könne sie mit Umarmungen umgehen. Sie fühle sich oft wie ein Kind, ja irgendwo sei sie immer noch ein Kind, in einem erwachsenen Frauenkörper. In der Therapie gehe sie auf die Suche nach ihrer Kinderseele, die ihr verloren gegangen ist. Die möchte sie wiederhaben. Vor allem aber möchte

Aloisia die Zusammenhänge erkennen können, weshalb man mit ihr so umgegangen ist, warum sie ins Kinderheim gekommen ist, was und wo ihre Wurzeln sind. Sie ist ganz nervös, weil sie in Kürze Einsicht in ihre Akten nehmen kann. „Ich werde das kopieren und öfter lesen

und zu meiner Therapeutin mitnehmen, damit wir das langsam miteinander aufarbeiten.“ Mitleid lehnt Aloisia vehement ab, sie will Akzeptanz und Mitgefühl. Denn Mitleid sei das Schlimmste: „Da kann man nicht wachsen und lernen und stark sein.“⁸⁸